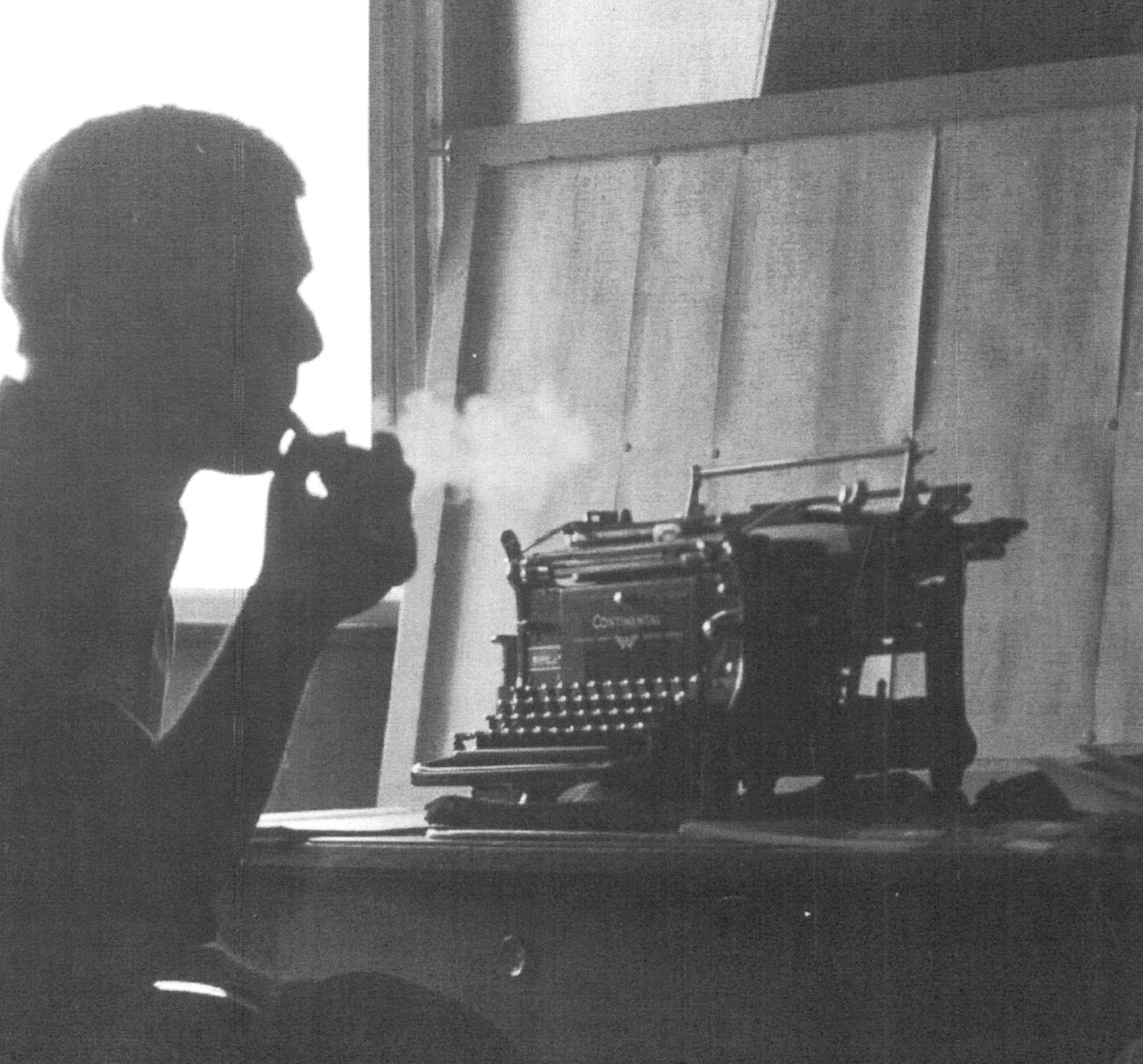


▼ Martin Scharfe bei der Bearbeitung der Konferenzaufsätze im Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, 1964. Hinter der alten In-  
tutschreibmaschine das Siglenverzeichnis des Lochkarten-  
systems. Rechts im Bild Hans-Ulrich Roller, später Leiter der  
Volkskundlichen Sammlung am Württembergischen Landesmu-  
seum in Stuttgart



# ► „Meine“ Landesstelle

Martin Scharfe



Die ehemalige „Württembergische Landesstelle für Volkskunde“ hat dreimal in meinem Leben eine bedeutsame Rolle gespielt: vor meinem regulären Tübinger Studium, danach und schließlich bei der Publikation meiner Dissertation; ich darf die Situationen in Kürze schildern – muss aber zunächst autobiografisch etwas ausholen.

127

Ich, 1936 geboren, wuchs in der alten Stadt Waiblingen auf. Aus Verlegenheit, nicht aus Berufung, ließ ich mich nach dem Abitur am staatlichen „Pädagogischen Institut“ („PI“, Vorläufer der Pädagogischen Hochschule) im nahen Stuttgart in kostenlosen vier Semestern zum „Volks- und Realschullehrer“ ausbilden (ein Beruf, den ich dann später zu meiner eigenen Überraschung begeistert ausübte). Zum Studium, dessen Fächer – von Pädagogik, Philosophie und Theologie bis hin zu Schulpraxis und Dirigieren – mich allesamt faszinierten, gehörte ein „Wahlfach“, das eine gewisse Spezialisierung erlaubte. Ich wählte die geheimnisvoll klingende „Volkskunde“ mit zwei Wochenstunden, weil ich ein schwer erklärbares, aber ausgeprägtes Interesse an lebensnaher und alltagsbezogener Historik an mir wahrnahm, das mich schon als „Oberschüler“ auf kleine lokalhistorische Projekte gestoßen hatte.

Im PI-Programm war die „Volkskunde“ für die sachliche Grundierung des „Heimatkunde“-Unterrichts vorgesehen; der aus Berlin stammende Privatdozent Dr. Friedrich-Heinz Schmidt aus Ebhausen im Schwarzwald lehrte sie und faszinierte uns (ich meine:) sieben Interessierte. Mit ihm unternahmen wir beeindruckende Exkursionen, von ihm erfuhr ich auch erstmals von der Existenz der Landesstelle und von ihren Vertretern. Und er sorgte auch dafür, dass meine Zulassungsarbeit zur „Ersten Dienstprüfung für das Lehramt an Volks- und Realschulen“, die ich im Wahlfach angefertigt hatte, im wissenschaftlichen Publikationsorgan der Landesstelle – dem Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde 1957/1958 – veröffentlicht wurde: meine allererste Publikation! Der Titel war „Neidköpfe im Remstal“ – es ging um aus Holz oder Stein gehauene, oft fratzenartige Köpfe an Hausfassaden und -giebeln, die ich inventarisiert hatte: mit dem Fahrrad unterwegs von Ort zu Ort und die Objekte mithilfe eines Fernglases zeichnend, weil ich noch nicht über einen geeigneten Fotoapparat verfügte.

Ich ergriff den erlernten Beruf des Volks- und Realschullehrers und übte ihn vier Jahre lang an verschiedenen Orten und Stellen aus – zuletzt als Schulleiter einer zweiklassigen Dorfschule (samt den seinerzeit üblichen Nebenaufgaben als Dirigent von Männergesangverein, Kirchen- und Leichenchor). Nebenher versuchte ich mich auch an kleinen volkskundlich-historischen Lokalstudien, deren Resultate ich in der Heimatbeilage der Lokalzeitung publizieren konnte. Da ich nun – nach dem Abschluss des Zweiten Dienstexamens – das Recht auf sicheres lebenszeitliches Beamtentum erworben (und ein Sümmchen von, glaube ich, 3000 Mark erspart) hatte, wollte ich noch einmal frische Luft in einem freien Studium atmen. Ich erinnerte mich an Hinweise Schmidt-Ebhausens und vereinbarte (brieflich, ein Telefon besaß ich noch lange nicht) einen Beratungstermin „mit der Landesstelle“ – konkret: mit „dem Fräulein Dr. Hampp“, der stellvertretenden Leiterin (Irmgard Hampp, eine Studienkollegin Hermann Bausingers, legte ihr Leben lang Wert darauf, als Fräulein angeredet zu werden, noch im April 1987 schrieb sie mir mundartnah in ihrer ironisch-flapsigen Art: „Mir wär’s ganz fremd und arg, wenn Sie ‚Frau Hampp‘ zu mir sagen täten, mündlich oder schriftlich.“ – Es war, würde ich heute sagen, eine Art präfeministischen Stolzes, der mir damals bei unverheirateten Frauen nicht selten begegnet ist). Wir sprachen bei jenem Treffen Anfang 1961 über meinen Wunsch, und sie sagte einfach und bestimmt: „No ganget Se noch Dibenga zom Bausinger!“ („Dann gehen Sie nach Tübingen zum Bausinger!“)

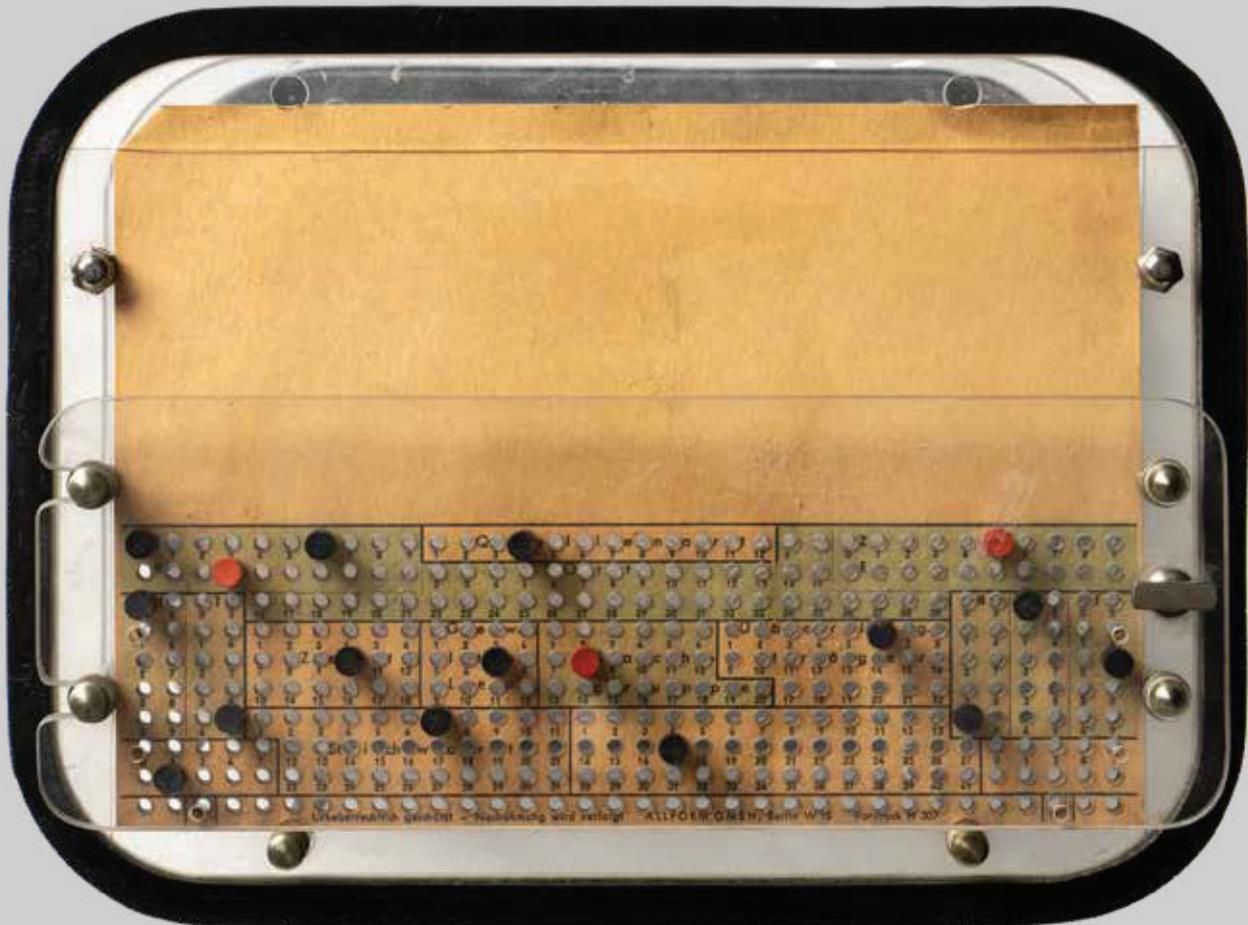
Ich ließ mich vom Schuldienst beurlauben (musste schließlich aus beamtenrechtlichen Gründen auch die Entlassung beantragen) und studierte acht reguläre Semester an der Eberhard-Karls-Universität – ziemlich wild: Philosophie, Soziologie, Theologie, anfangs auch Pädagogik, viel Kunstgeschichte, vor allem aber Volkskunde. Nach acht Semestern war das ersparte Geld aufgebraucht – trotz Hilfskrafttätigkeiten am Ludwig-Uhland-Institut („für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung“, wie es damals noch hieß), trotz Darlehensgewährung nach dem Honnefer Modell (einer Vorform des sogenannten BAföG-Modells). Ich musste nach einer stabilen Einkommensmöglichkeit für unsere kleine, inzwischen aber doch vierköpfige Familie suchen.

Die ergab sich leicht, weil mir der damalige Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege (und zugleich Leiter der angegliederten Württembergischen Landesstelle für Volkskunde), Helmut Dölker, einen Arbeitsplatz an der Stuttgarter Institution anbot; der Kontakt hatte sich ergeben, weil sich Dölker als Honorarprofessor lange Jahre am Lehrangebot des Ludwig-Uhland-Instituts beteiligt hatte. Ich ergriff die Gelegenheit, war fortan „Wissenschaftlicher Angestellter“ nach dem „Bundesangestelltentarif IV b“, der eine leidliche Finanzierung der häuslichen Verhältnisse erlaubte (ich bezog inklusive Orts- und Kinderzuschlag monatlich knapp über 1000 Deutsche Mark).

Ab dem 1. April 1965 nahm ich meine Stuttgarter Dienstpflichten wahr. Sommers fuhr ich die zwölf Kilometer von Waiblingen nach Stuttgart mit meinem Motorroller, einer „Vespa“, winters mit der Bahn. Die Arbeitsstelle lag zentral – vom Hauptbahnhof war ich in wenigen Minuten zu Fuß in der Eugenstraße 3, der damaligen Adresse von Denkmalamt und Landesstelle: ich ging kurz durch den Schlossgarten, an der Südfront der Staatsoper vorbei über die Neckarstraße, die man – im Gegensatz zur heutigen Konrad-Adenauer-Straße – als Fußgänger noch leicht überqueren konnte.

**„No ganget Se  
noch Dibenga  
zom Bausinger!“**

**Irmgard Hampp**



▲  
Schlitzlochkarten-Maschine mit unbearbeiteter Karte

Die mit dem Text (einer kurzen Inhaltsangabe der Sachquelle) beschriebenen und mit den ausgestanzten länglichen Schlitzlöchern (welche die standardisierten Inhaltsmerkmale repräsentieren) versehenen Karten werden in den Plexiglastasten gefüllt. Dann wird für jedes Merkmal, das von Interesse und im System vorgesehen ist, nach dem Code an der entsprechenden Lochung eine der langen Nadeln durchgestochen. Mit zwei weiteren Nadeln, die man durch alle Karten sticht, werden diese arretiert. Jetzt kann die „Maschine“ auf den Kopf gestellt werden.

Nun rutschen alle Karten, welche die gesuchte Merkmalskombination aufweisen (d.h. eben diejenigen Karten, die über Schlitzlöcher an bestimmten Stellen verfügen), ein wenig (einige Millimeter) nach unten. Wenn man diese Situation erneut mit zwei durchgestochenen Nadeln arretiert, den Kasten umdreht (also wieder „auf die Beine“ stellt und in die ursprüngliche Lage bringt), überragen diejenigen Karten, auf welchen die gesuchte Merkmalskombination zu finden ist, die restlichen – und man hat das gesuchte Ergebnis.

Aus ferner Erinnerung beschrieben von Martin Scharfe

Die Dienststelle selbst lag in der ersten Etage eines respektablen Bürgerhauses wohl des späten 19. Jahrhunderts; doch gehörte, durch einen schmalen Hof getrennt, eine hölzerne Nachkriegsbaracke<sup>1</sup> dazu, in deren Erdgeschoss eine Autoreifenfirma werkelt, während ich mein Büro im Obergeschoss hatte – wie übrigens auch ein Kollege in ähnlicher Funktion wie ich: der Theologe Reinhard Lieske, der beim Denkmalamt angestellt war und nebenher eine Dissertation über die barocken Wandmalereien in den Kirchen des Herzogtums Württemberg schrieb. Da ich selbst an einer Studie über evangelische Andachtsbilder saß, ergaben sich natürlich fördernde Gespräche.

Meine Aufgaben bestanden zum einen in der Beteiligung am Schriftverkehr der Landesstelle, das heißt etwa: an der Beantwortung von Anfragen. Die Hauptarbeit indessen lag in der archivalischen Aufarbeitung bedeutender Sammlungsbestände. Schon als wissenschaftliche Hilfskraft in Tübingen hatte ich, bezahlt von der Stuttgarter Landesstelle, die sogenannten Hauptkonferenzsätze württembergischer Volksschullehrer (und im Sprach- und Denkgebrauch der Zeit waren damit wohl auch einige wenige Lehrerinnen gemeint) über die dörflichen Lebensverhältnisse des Jahres 1900 und die „volkstümlichen Überlieferungen“ ihres Wirkungsortes für ein seinerzeit höchst aktuelles Lochkartensystem bearbeitet – eine manuelle Vorform digitaler Möglichkeiten, die es erlaubte, mit einem realen Handgriff in Sekundenschnelle ein bestimmtes Merkmal oder, mehr noch, eine Kombination verschiedener Merkmale (z. B. Geschlecht, Konfession, Jahreszeit) aus dem Material herauszuziehen: ein damals progressives, heute aber längst überholtes Relikt aus der rasenden Geschichte des technischen Fortschritts. Zu dieser Arbeit trat nun als Stuttgarter Hauptaufgabe für mich die Inventarisierung und Archivierung der wissenschaftlichen Nachlässe württembergischer Volkskundler hinzu – und einer Volkskundlerin: der früh verstorbenen Erika Kohler.

Im Hauptgebäude war eine Etage für die Landesstelle reserviert; hier arbeiteten also Helmut Dölker (als Leiter), Irmgard Hampp (als seine Stellvertreterin und als wissenschaftliches Faktotum gewissermaßen) und, als Sekretärin, die auch mir die Briefe in die Maschine schrieb, „das Fräulein Scholz“. Der Raum war beengt; insbesondere Dölkers Dienstzimmer war vollgestopft mit Büchern<sup>2</sup> – der Bibliothek der Landesstelle – und Akten, auch auf dem Fußboden lagen verstreut allerlei Häufchen unbearbeiteter Fälle, sodass die Schritte einige Aufmerksamkeit verlangten. Dölker selbst bewegte sich leicht hüpfend und mit bemerkenswerter Eleganz durch den Raum, und auch der Besucherin, dem Besucher war eine gewisse Wendigkeit abgefordert.

Meine eigene Arbeitsstätte im ersten Stock der Baracke war mir wegen ihrer Abgesondertheit angenehm – so angenehm jedenfalls, dass ich die beträchtliche Raumhitze im Sommer gerne in Kauf nahm. Fatal war mir freilich die Existenz der Reifenfirma im Erdgeschoss – und zwar aus folgendem Grund: Sie verbrannte von Zeit zu Zeit Gummireste, die entsetzlichen Qualm und Gestank erzeugten – und in mir die Angst schürten, die Baracke könne eines Tages in Brand geraten. Ich muss hinzufügen: In unserer Waiblinger Wohnung (in einer damals so genannten „Flüchtlingssiedlung“) war solche Gefahr auch nicht auszuschließen, weil das Rohr des Kohleofens über eine abenteuerlich lange Strecke an der Decke entlanggeführt war und tatsächlich einmal herunterbrach. Damals schrieb ich abends an meiner Dissertation, und meine Frau übertrug das Manuskript mithilfe einer manuellen Schreibmaschine (Typ „Olympia“) in Reinschrift mit zwei Durchschlägen auf

1

„Nachkrieg“: Man hat heute keinen Begriff mehr von der emotionalen Nähe wenigstens der Älteren zur Not der Nachkriegszeit.

Helmut Dölker (1904–1992) sorgte dafür, dass die Briefformulare mit der Adresse der alten Dienststelle (Dillmannstr. 3; nach meiner Dienstzeit – zur Jahreswende 1971/1972 – zog die Landesstelle in die Alexanderstraße um) mit einem roten Stempel („Eugenstr. 3“) noch jahrelang weiterverwendet werden konnten, bis der Vorrat erschöpft war.

Das Gebäude-Areal Eugenstraße 3 musste in späteren Jahren der Erweiterung der Staatsgalerie weichen.

2

An die räumliche Beengtheit, die auch eine geregelte Reinigung erschwerte, erinnerte mich Irmgard Hampp noch spät in einem Brief vom „2. Advent 2001“ mit der Bemerkung, sie halte es nun hinsichtlich ihrer Bücher „wie Dölker: nehme ich ein Buch aus dem Regal, blase drüber hin, wobei es ganz schön wirbelt“.

9.Sept.1966

Bescheinigung

Hiermit bescheinige ich, daß es sich bei der Arbeit, die Herr Martin S c h a r f e in den Jahren 1962 bis 1964 für die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart ausführte (Bearbeitung der sog. Konferenzsaufsätze für die Schlitzlochkartei der Württ.Landesstelle für Volkskunde), um eine rein wissenschaftliche Tätigkeit handelte.

*Helmut Dölker*  
(Professor Dr.H.Dölker)  
Leiter der Württ.Landesstelle  
für Volkskunde

▲  
Helmut Dölker bescheinigt für den Behördenverkehr  
„eine rein wissenschaftliche Tätigkeit“, 1966

WÜRTTEMBERGISCHE LANDESSTELLE  
FÜR VOLKSKUNDE

Nr.

© STUTTGART W, den 17. April 1968  
DILLMANNSTRASSE 3  
TELEFON: 90244  
**Neue Anschrift:**  
Eugenstr. 3  
F. 298722542

Lieber Herr Scharfe!

Diese Abmeldung kam heute von der Regierungsoberkasse in dreifacher Ausfertigung. Diese ist für Sie bestimmt, die anderen beiden habe ich weitergegeben an Herrn Hahn und die Bundesversorgungsanstalt in Karlsruhe.

Wie geht und gefällt es Ihnen in Tübingen? Ich hoffe, Sie haben sich an alles gewöhnt und es geht Ihnen sowie Ihrer Familie gut.

Mit den besten Grüßen

*Holz*  
*R. Holz*

▲  
Der rote Adressenstempel der Landesstelle erspart den Druck neuen Dienstpapiers

Diyl., 5. 4. 87

Lieber Herr Scharfe,

Seit drei Wochen verbringe ich im Amt meine Tage an der Schreibmaschine – mit zunehmend steifem Genick – und so möchte ich Ihnen heute von Hand (allerdings bediene ich die Maschine auch nicht mit den Füßen!) schreiben; zumal Sie zu der immer kleiner werdenden Zahl von Menschen gehören, die meine Handschrift noch lesen können. Ein echtes Problem, das mir das private Briefschreiben mehr und mehr vermiest. In lat. (= lateinischer) Schrift schreibe ich Kinderbriefe oder verfallte ins Eng-[lische...].

▲ Ein später handschriftlicher Brief der damaligen Leiterin der Landesstelle, Dr. Irmgard Hampp, an Martin Scharfe. Geschrieben am 5. April 1987 in der Sütterlin-Variante der deutschen Schreibschrift

#### UMSCHRIFT:

Lieber Herr Scharfe,

seit drei Wochen verbringe ich im Amt meine Tage an der Schreibmaschine – mit zunehmend steifem Genick –, und so möchte ich Ihnen heute von Hand (allerdings bediene ich die Maschine auch nicht mit den Füßen!) schreiben, zumal Sie zu der immer kleiner werdenden Zahl von Menschen gehören, die meine Handschrift noch lesen können. Ein echtes Problem, das mir das private Briefschreiben mehr und mehr vermiest. In lat. (= lateinischer) Schrift schreibe ich Kinderbriefe oder verfallte ins Eng-[lische...].

dünnem Papier. Da ich nun nie sicher sein konnte, dass an einer meiner Wirkungsstätten – der häuslichen wie der beruflichen – nicht Feuer ausbrach und unsere mühsame Arbeit zunichtemachte, deponierte ich je einen der Durchschläge (mit dem jeweils erreichten Umfang) daheim und in der Stuttgarter Baracke; das Original aber trug ich täglich – auf dem Motorroller oder im Zug – in der Tasche von Waiblingen nach Stuttgart und von Stuttgart nach Waiblingen.

Es ist alles gut gegangen, die Fleißarbeit ist nicht verbrannt; sie hat vielmehr eine ordentliche, ja schöne Form gefunden – das ist nun der dritte Moment, in dem mir Existenz und Möglichkeiten der Landesstelle zu Hilfe kamen. Denn sie bot damals beträchtliche Publikationsmöglichkeiten – eine der Grundlagen aller wissenschaftlichen Arbeit. Neben dem „Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde“ (später: „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ und „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“), das mir ja selbst, wie anfangs erwähnt, schon früh nützlich geworden war, stand mit der „Reihe C: Volkskunde“ auch die Schriftenreihe des Denkmalamts zur Verfügung, in der meine Dissertation als letztes Buch dieser Reihe (Nr. 5, 1968) erscheinen konnte; Exemplare tauchen bis heute regelmäßig im Antiquariatshandel auf. Es fiel mir nicht leicht, aus der auch von mir mitgegründeten, herausgegebenen und redigierten Reihe „Volksleben“ des Ludwig-Uhland-Instituts auszuscheren, die den Tübinger Anschlussarbeiten eine neue Heimat bot; doch der Stuttgarter Möglichkeit, ein Buch über Bilder mit ordentlichen Reproduktionen auszustatten (Strichätzungen im Text, deren Linien sich unter der Lupe nicht – wie heutzutage – in Pixel auflösen; hochwertige Foto-Reproduktionen im Bildteil!), konnte ich nicht widerstehen. Außerdem – damals nicht unwichtig für mich! – hatte ich keinen Druckkostenzuschuss zu leisten.

Am Ende meiner Stuttgarter Dienstzeit bot mir Helmut Dölker an (in einem Gespräch zusammen mit seiner Stellvertreterin Irmgard Hampp, die dann 1969 wirklich seine Nachfolgerin wurde), nach meiner Promotion die Leitung der Landesstelle zu übernehmen.<sup>3</sup> Ich freute mich über die Anerkennung, entschied mich aber für die mir von Hermann Bausinger angebotene Assistentenstelle am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, die ich am 1. April 1968 antrat.

Ein Jahr später ging Helmut Dölker in den Ruhestand. Mit Irmgard Hampp (wir blieben beim „Sie“) blieb ich auch nach meinem Umzug ins hessische Marburg bis in ihr hohes Alter in brieflicher (und gelegentlich telefonischer) Verbindung. Ihr letzter handschriftlicher Brief, der sich erhalten hat (ich habe aus ihm zitiert), ist auf den 2. Advent – also den 9. Dezember – 2001 datiert. Ich hatte kurz zuvor an sie geschrieben: „Meine Stuttgarter Landesstellenzeit ist mir sehr wichtig geworden mit den Erfahrungen; ich unterschlage die Zeit in keinem Lebenslauf, sie zielt ihn vielmehr.“ Das gilt bis heute.

<sup>3</sup>  
Es war noch nicht die Zeit des großen Wissenschaftsmarkts, der Ausschreibungen und der Bewerbungen.